



Gazzetta di Nittardi

Nachrichten aus dem Herzen der Toscana

200 Jahre „Italienische Reise“ - ich habe Goethe nicht gebraucht

Von Friedrich Christian Delius

Als ich zum ersten Mal in Rom vor der Fontana di Trevi stand, mit neunzehn Jahren, habe ich mich geweigert, Münzen ins Brunnenwasser zu werfen. Ich sah meine Mitschüler der altsprachlichen Abiturklasse der Alten Landesschule Korbach aufgeregt in ihren Geldbörsen herumfingern, sich nebeneinander aufreihen vor den marmornen Gaielen, Fischen und Leibern, sah sie mit den Rücken zum Brunnen lachend die rechten Arme über die Schultern heben und die Münzen Richtung Wasser werfen. Ich fotografierte sie und blieb, obwohl mehrfach aufgefordert, mich einzureihen, auf der Beobachterseite, es gab im Juni 1962 noch viel Platz auf den Stufen und der Piazza. Sie machen das Spielchen mit, die gewünschte Wiederkehr mit einem Pfennigopfer herbeizuzaubern, dachte ich mit stillem Trotz, sei's drum, ich hab das nicht nötig, ich weiß, dass ich wiederkomme. Meine Gewissheit verdankte sich freilich der anekdotischen Tatsache, dass ich als in Rom geborener Nicht Römer solche Wunschtricks nicht brauchte, aber es war mehr als das. Vermeide das zu tun und zu denken, was die Massen, die Mehrheiten, die meisten tun und denken, das war seit der Pubertät eine recht brauchbare Devise.

Schon neun Jahre später war ich wieder in Rom, nun nicht mehr in der Jugendherberge Montesacro, sondern in der Villa Massimo. Aber auch diesmal hatte mich nicht Goethe in den Süden gezogen, sondern Heinrich Böll und Fritz J. Raddatz, die in der Jury des Villa-Massimo-Preises beschlossen hatten, Hermann P. Pivitt und mich dorthin einzuladen. Weder hatte ich mich beworben, noch hatte man mich vorher gefragt, das Angebot passte mir erst mal gar nicht, weil ich gerade als Halbtagslektor im Verlag Klaus Wagenbach angefangen hatte. Natürlich sagte ich ja. Spätestens jetzt wäre es an der Zeit gewesen, die „Italienische Reise“ zu lesen, aber dazu kam ich nicht. Ich hatte in nur zehn Monaten ein Buch voller Fakten, Dokumente und Zitate fertigzustellen, das mit Italien überhaupt nichts zu tun hatte. „Unsere Siemens-Welt“, eine Festschrift satirischer Art, die dennoch preußisch pünktlich zum 125-jährigen Bestehen des Konzerns im Oktober 1972 erscheinen musste.

Aus dem römischen Jahr sind einige Freundschaften erwachsen und aus Freundschaften Buchprojekte. Zurück als Lektor in Berlin,

seit 1973 im Rotbuch Verlag, entwickelten Peter Kammerer, Ekkehart Krippendorf und ich Mitte der siebziger Jahre die Idee eines neuartigen Reisebuchs. In Abgrenzung zu den baudeckernahen oder auf die Kunst beschränkten oder deutschsubjektiven Reiseführern und -beschreibungen wollten die Verfasser vor allem auf die jüngere Geschichte Italiens eingehen, wirtschaftliche, soziale, politische Hintergründe erklären und trotzdem die Vielfalt der Künste, Landschaften und Lieben zu diesem Land im Blick



Goethe-Denkmal im Park der Villa Borghese, Rom. Nach einem Entwurf von Gustav Eberlein, im Auftrag von Kaiser Wilhelm II., 1904 von Valentino Casali realisiert. Die drei Kulturnationen Deutschland, Italien und Griechenland sind hier gemeinsam symbolisiert.

behalten. Ein originelles und ehrgeiziges Projekt, das 1979 als „Reisebuch Italien“ herauskam - ein Vorbild für andere Verlage, die dann ganze Reihen alternativer Reisebücher herausbrachten. Kammerer und Krippendorf, und deshalb erzähle ich das, ließen sich bei ihrer Arbeit durchaus auch von Goethe leiten, der Lektor immer noch nicht. Und auf meinen Reisen nach Süden war mir Kammerer wichtiger als der Weimarer Dichter. Natürlich schätzte ich als germanistisch ausgebildeter Vielleser den „Werther“, die „Wahlverwandschaften“, die frühen Gedichte,

„Faust II“ und allmählich fast alles (außer den verkrampt-verkorksten „Wilhelm Meister“-Romanen), aber um die „Italienische Reise“ habe ich lange einen Bogen gemacht. Vielleicht ein ähnlicher Trotz wie am Trevi-Brunnen: Für deine Italienvorliebe brauchst du keine Münze und kein Goethevorbild, jeder Gebildete schmückt sich mit Goetheblicken und Goethesätzen, ich will meine Augen und Sinne nicht den Augen und Sinnen eines Genies unterwerfen.

So kam es, dass erst ein tollkühner Kellner aus

einen Bericht darüber verfasst und herausbringt, stilisiert gern sich selbst und sein genialisches Durchdringen der Welt. Bei Goethe verstehen wir die Antike - und Goethe. Bei Seume verstehen wir Italien.

Natürlich habe ich, von 2001 bis 2013 in Rom lebend, verheiratet mit der Direktorin der Casa di Goethe, des Museums in Goethes einstiger Wohnung, die „Italienische Reise“ dann doch gebraucht. Nicht zuletzt für die Figur des Fremdenführers, der neben der linken Hand des Papstes und dem heutigen Rom auch die Goethe-Leser freundlich skizziert, „die Romantiker und alle, die ihnen gefolgt waren, die sich die Welt zum Garten und zur Idylle umdichteten und den schönen Irrtum pflegen konnten, der fremde Boden, den ihre Füße betreten, sei zu ihrer persönlichen Gefühlsbefriedigung bestimmt. Touristen, Anti-Touristen und meine aufgeklärteren Bildungstouristen, in jedem steckte der Sehenswürdigkeitenschwärmer, Vergangenheitsschwärmer, der Arkadiensucher.

Bei der Via Veneto möchten sie nur an das süße Leben denken, an Brüste, Champagner und Sportwagen, an die Formel oder Fiktion vom süßen Leben, die es höchstens ein paar Jahre oder nur in einem Film gegeben hat. Jeder ein Möchtegern-Goethe, jeder ein Schwärmer, jeder hütet seine Klischees und sammelt, was dazu passt, ich verstehe das gut ...“

So kam man „Die linke Hand des Papstes“ auch als eine der tausend Fortsetzungen der „Italienischen Reise“ lesen.

Friedrich Christian Delius, geboren 1943 in Rom, Sohn einer Mecklenburgerin und eines westfälischen Pfarrers. Delius ist ein genauer und kritischer Beobachter der deutschen Zeitgeschichte, ein „literarischer Chronist der Gegenwart“.

Nach ethischen internationalen Stationen lebte er von 2002 bis 2013 wieder in Rom, wo seine Ehefrau Ursula Bongaerts Leiterin der Casa di Goethe war. Seit 1998 ist er Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und seit 2007 der Akademie der Künste Berlin. F.C. Delius erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Literaturpreise, darunter 2007 den Joseph-Breitbach-Preis, 2011 den Georg Büchner Preis und 2012 den Gerty-Spies-Literaturpreis.

In eigener Sache



1816, vor genau zwei Jahrhunderten, erschien ein Buch, das wie kein anderes das Kollektivbild Italiens in Deutschland prägte: die Italien-Reise von Johann Wolfgang von Goethe vermachte es, der Romantik einen Zufluchtsort zu geben, der Kulturwelt eine Heimat. Intellektuelle, Künstler, Adlige, romantische Millionäre und Abenteurer, alle schwärmten sie in jener festlichen Invasion in das „gelobte Land“ aus, die sich Grand-Tour nannte. Eine Bezeichnung mit großer Zukunft, der Grundstein des modernen Tourismus. Italiener und Deutsche waren mindestens seit der Renaissance miteinander vertraut: Künstler wie Tiepolo, Banker wie Brentano, Lebemänner wie Casanova, aber auch Dekorateure, Stuckateure, Komponisten, Dirigenten, Librettisten, Sänger, Impresari, Architekten: sie reisten an, um die

Höfe von Augsburg bis Dresden zu erfreuen, zu verschönern. Dieser vorausgehende Einmarsch verursachte ein Gegenphänomen: auf der Suche der Schönheit zogen Scharen von Nordeuropäern nach Italien, unter ihnen auch Goethe. Er hinterließ Spuren, die bis heute relevant sind.

Und genau weil sich die beiden Länder so gut und lange wie kaum zwei andere kennen, bekämpfen und versöhnen sie sich, wie Magneten ziehen sie sich gegenseitig an und stoßen sich wieder ab, kritisieren sich unaufhörlich, umarmen sich in einem immer neuen Austausch. Die Italiener bewegen sich am liebsten im Hier und Jetzt und mit einem Auge schauen sie gerne auf ihre Traditionen zurück. All ihre Kräfte sind darauf konzentriert, das Leben aufzuheitern. Die Deutschen projizieren sich lieber in die Zukunft, und streben danach, sie idealer zu gestalten. Allen Verschiedenheiten zum Trotz treffen sie sich immer wieder: die Deutschen mit italienischen Schuhen, die Italiener mit deutschen Autos, in Studien, wo sich Deutschland und Italien gerne als Meister abwechseln, in Opernhäusern, in denen sich Verdi und Händel die Hand reichen, an sonnengeküsteten Stränden oder in der Stille des Schwarzwaldes, der legendären *Foresta Nera*.

Seit der Ratifizierung des Bilateralen Paktes von 1955, sind vier Millionen Italiener nach Deutschland ausgewandert: eine halbe Million blieb. In nur wenigen Jahren haben diese Einwanderer die deutschen Sitten beeinflusst, am bemerkenswertesten die Esskultur. Es war ein Triumphmarsch: angefangen beim *Gelato*, fortgesetzt mit *Pizza*,

Pasta, *Chianti* und *Prosecco*, abgeschlossen mit *Tiramisi* und *Cappuccino*. Die Deutschen haben die italienischen Speisegewohnheiten adoptiert und trotz reizender Vermischungen (besonders was die Reihenfolge angeht), sitzen sie Tag ein Tag aus vor der weißen Tischdecke eines italienischen Restaurants, wo ein gutgelaunter Ober beim Weineingießen ihrem Schweigen zuhört. Heute kommen kaum Italiener mehr nach Deutschland, zumindest nicht mehr zum Kochen: die alte Garde, die auf die 60 zugeht, ist noch präsent, aber ein Generationswechsel fehlt, doch die Saat der Italiener hat Früchte getragen.

Mein Lieblingsrestaurant in Frankfurt zum Beispiel hat eine neue Mannschaft, die italienisch kocht und spricht: sie hat beim Italiener gelernt, auch wenn sie aus Tunesien und Algerien stammt. Italien ist ein historisches Mosaik aus Sitten und Kulturen, die sich dialektisch entwickeln und symbiotisch verschmelzen. Ob Inder, Afrikaner oder Osteuropäer, alle kommen sie vom Meer und viele bleiben. Sie üben Berufe aus, die Italiener nicht mehr ergreifen oder bevölkern und beleben sogar seit Jahrzehnten verlassene Dörfer neu. Aus dem Auswanderungsland ist ein Regenbogenland geworden.

Ein Dokumentarfilm über die Flüchtlinge, die schon seit Jahrzehnten in Italien und Griechenland stranden, hat den goldenen Bären der Berlinale 2016 gewonnen. „Fuocoammare“ von Gianfranco Rosi erzählt die Geschichte der sizilianischen Insel Lampedusa, des südlichsten Vorpostens Europas, insbesondere auch des Insel-Arztztes

Filippo Bartolo, der seit 1992 jeden einzelnen Neuankömmling medizinisch untersucht. Als er neulich in Rom vom Präsidenten der Republik ausgezeichnet wurde, erwiderte Dr. Bartolo stellvertretend für alle Inselbewohner, die Titanisches geleistet haben, bescheiden: *Wie wir in Sizilien sagen, eine einzige Walnuss im Sack macht keinen Lärm, aber mehrere zusammen sind nicht zu überhören.*

Mittlerweile läuft der Motor der italienischen Fantasie weiter auf Hochtour: Eataly, Tiramisud, Weine aus der venezianischen Lagune, transparente Stühle, es entstehen neue Kapitel der italienischen Esskultur, die in die weite Welt hinausgetragen werden.

Am Tisch mit Italienern fällt immer wieder auf, wieviel über Essen gesprochen wird. Ich frage mich, ob dies ein Relikt der vergangenen Armut ist, oder ob es schlichtweg an der Lust, immer Neues zu probieren, am unendlichen Einfallsreichtum liegt.

In dem ikonischen Film *Pane, Amore e Fantasia* (1953) fragt der *Maresciallo*, von Vittorio De Sica großartig gespielt, einen mittellosen Dorfbewohner:

- Was isst du da?
- Brot.
- Mit was denn dazu?
- Fantasia, Maresciallo.

Die beiden schauen sich stillschweigend an.
- Guten Appetit, wünscht der Maresciallo und läuft kerzengerade weiter.

Stefania Canali

Pastell - der Blütenstaub gekrönter Häupter

Die Venezianerin Rosalba Carriera und ihre süße Kunst • Von Dieter Hoffmann

Sie war eine Karrierefrau. Und das im 18. Jahrhundert. Mit den zärtlichsten Mitteln. Heiteres Berufsleben: Was war sie? Nein, nicht Mätresse. Sondern Pastellmalerin. Auch eine Prinzessin von Damstadt ging sehr begabt mit der Malerei der farbigen Kreiden um, aber das vermeintlich so weibliche Medium Pastell hat doch eigentlich nur berühmten Männern angehört. Mit einer großen Ausnahme eben: Rosalba.

Übersetzen wir ihren Namen, so stellt sich eine Assoziation zu einer jungen Frau des 20. Jahrhunderts ein, zu Sophie Scholl, die ihre Widerstandsgruppe im Dritten Reich „Weiße Rose“ nannte. Die weiße Rose Venedigs, Rosalba Carriera (1675 bis 1757) war unpolitisch, wiewohl sie mit gekrönten Häuptern Europas verkehrte. Der Sohn Augustus des Starken verließ seine Residenzen Warschau und Dresden mehrmals, um sich in ihrem Atelier am Canal Grande porträrieren zu lassen und Porträts schöner Frauen zu kaufen. Der Herzog von Modena ließ seine drei heiratsfähigen Töchter von ihr konterfeien: Werbematerial für potentielle Freier. Friedrich IV. von Dänemark bestellte zwölf Pastellbildnisse venezianischer Schönheiten: ein Harem auf dem Papier.

Der Kaiser zog sie für zwei Jahre nach Wien. Sie selbst wurde „Reine du Pastell“ genannt, eine Königin ihrer Kunst. Der Habsburger aber, der sie hochschätzte, unterschied scharf: als Frau sei sie „sehr häßlich“. Das ist übertrieben, auch war sie zu jener Zeit nicht mehr jung, zehn Jahre älter als er. Lothar Brieger nannte sie in seinem Standardwerk „Das Pastell/Seine Geschichte und seine Meister“ einen „weiblichen Menzel“ und zitiert aus einem ihrer Briefe: „Mein Beruf, der mich völlig in Anspruch nimmt, und eine mir angeborne Kälte des Temperaments haben mich stets dem Gedanken an die Liebe und die Ehe ferne gehalten.“ Als der Pariser Bankier Crozat sie einlud, meinte er, sie könnte getrost die Reise unternehmen, da sie keine weiblichen Schwächen habe, mit anderen Worten: nicht begehrt und also weder versucht noch belästigt werde. Als sie endlich reiste, dann mit Mutter, Schwestern und Schwager.

Schöne Modedamen verewigend (wie später Josef Stieler für Ludwig I. die Münchner „Schönheitengalerie“ lieferte), war die Malerin zur Voyeuse interesselosen Wohlgefallens verdammt. Und das in der Lagune Casanovas. Denn ihre Kunst, wenn auch nicht ihr Leben, ist erotisch. Ernst Jünger sagt in seinen Capriccios „Das

abenteuerliche Herz“ über den „stereoskopischen Genuß“: „Auch ganzen Bildgattungen wohnt diese Eigentümlichkeit inne, so dem Pastell; und es ist kein Zufall, daß die Pastellmalerin sich mit Vorliebe den anmutigen Frauenkopf zum Vorwurf nimmt. Sie gehört zu den erotischen Künsten, und es hat etwas Symbolisches, daß ihr ‚Sammet‘, der erste blühende Schmelz der Farben, so bald verlorengeht.“

Ihrem Selbst soll sie ebenso geschmeichelt haben wie den anderen. Gewiß, sie würde sich nicht mit Brillen gemalt haben wie Jean-Baptiste Chardin und Maurice-Quentin de La Tour (denen freilich der Graphismus des Brillengestells auf der Nase einen interessanten Akzent verlieh). De La Tour wählte es einen schönen Traum, mit ihr verheiratet zu sein,



Rosalba Carriera, Ein Mädchen in hellblauem Gewand, © Gemäldegalerie Alte Meister, SKD Dresden, Semperbau am Zwinger

aber nur ein Genie der Vergangenheit wäre dieser Gunst würdig, Correggio oder Guido Reni. Leere Floskeln? Um der Wirklichkeit zu entgehen? Sie war nicht so schön wie sie malte, aber mancher einer sah sie so, gepudert mit der Anmut ihres Ruhms. Daß Prominenz, wie Macht und Geld, Sinnlichkeit mobilisiert, ist sonst meist nur an Männern, die einflußreich, geistreich oder sonstwie reich sind, wahrgenommen worden. – Wie es sich für eine richtige Erfolgsfrau gehört, war Rosalba Carriera nicht nur den Männern gleichgestellt, sondern vorgezogen. Ihr gelang, was Kollegen versagt

blieb, sie wurde in die Pariser „Académie“ gewählt. Nun hat sie freilich kunsthistorische Verdienste: sie beeinflusste die Pastellmalerei an der Seine, de La Tour, Perroneau.

Brieger, der nicht umhin kann, ihr in seinem Pastell-Werk ein ganzes Kapitel zu widmen, tadelt sie („Gesichter, deren Geistlosigkeit... an Todesstarre grenzt“); Hans Hildebrandt spricht 1928 in seinem Buch „Die Frau als Künstlerin“ von der maßlosen Überschätzung ihrer blendenden virtuosenhaften Kunst, die eben noch Kunst ist...“ Er moniert, daß sie „keinen Einblick unerwünschter Intimität in das seelische Leben“ ihrer Modelle gewähre, nur „Salonbekanntschaft“ vermittele.

Bescheiden oder selbstbewußt vertraut sie ganz der Ausstrahlung der Oberfläche, der Qualität der Malerei als Malerei. Das Psychologische verwischt sie. Die Frau ist Muschel oder Pfirsich. In unserer Zeit am besten verstanden hat sie ein Maler, der selbst auch – bei Theodor Hetzer – Kunstgeschichte studiert hat und begeistert der Adaption huldigte, in den Museen von Dresden und München sich anregen ließ, als handelte es sich bei den Bildnissen um lebende Personen: Ernst Hasebrauk (1905-1974). An den ihm befreundeten Erhard Göpel, den Biographen Max Beckmanns, schrieb er ein Jahrzehnt vor seinem Tode: „Habe jetzt die ganze Reihe der Pastelle der Rosalba vorgenommen. Virtuose Pastelltechnik, deckt das Menschliche zu, (ich) möchte es wieder herauslösen.“ Das ist ihm gelungen.

Die Dresdner Galerie besitzt mehr als 150 Bilder der Carriera; Karlsruhe hat vier, München zwei, Stuttgart eins, Bremen eins. Das Dresdner Pastellkabinett in der Semper-Galerie, die nach der Elbe hin den Orangeriebau des Zwingers abschließt, rühmt sich vor allen anderen zweier Pastelle; das eine ist Liotards Schokoladenmädchen, das andere ist Rosalbas Bildnis der Gräfin Orzelska, einer natürlichen Tochter Augustus des Starken. Im 18. Jahrhundert hatten die Rosalba-Pastelle ein eigenes Museum: den Venus-Tempel des in chinesischem Stil erbauten Lustschlosses Pillnitz. Rosalba Carriera, die erblindet, umnachtet und überlebt im Alter von 82 Jahren starb (im Klassizismus des beginnenden 19. Jahrhunderts wurde ihr Grab zerstört), war künstlerisch begabter Eltern Kind; der Vater, ein Verwalter, galt, wie Goethes Vater, als „halber Künstler“, die Mutter verdiente als Strickerin venezianischer Spitze hinzu. Als ganz junges Mädchen hatte sich



Rosalba Carriera, Caterina Sagredo Barbarigo, © Gemäldegalerie Alte Meister, SKD Dresden, Semperbau am Zwinger

auch Rosalba kunststückernd betätigt – das mag ihr Stilgefühl und ihre fast manufakturartige Fertigkeit gefördert haben, derer sie als Malerin bedurfte: küngig malte sie die Spitzen auf dem Inkarnat der Haut. – Über Fächer und Tabaksdosen gelangte sie, von enthusiastischen Engländern animiert, zum Pastell. Dem überschaubaren Format blieb sie treu; das Ansinnen, ein männliches Figurenbild in Lebensgröße auszuführen, löste Alpträume bei ihr aus, selbstverständlich lehnte sie ab.

Einer ihrer überzeugtesten Verehrer, neben dem Sachsenherrscher, der sie en bloc sammelte, und dem Pfalzgrafen, der sie gern als Hofmalerin in Düsseldorf gesehen hätte, war ein Schotte in Paris: der Goldschmiedesohn und Bankier, Erfinder des Papiergeldes, Aktienspekulant und Finanzminister John Law, dessen schwindelhaften Aufstieg und plötzlichen Ruin sie erlebte und der dann in ihr Venedig flüchtete, wo er den Lebensabend mit Glücksspiel zubrachte.

Woher die Magie des Pastells? Wenn wir schon Staub werden, mögen die Sterblichen und Unsterblichen des Rokoko gedacht haben, dann bitte, lieber Gott – und lieber Künstler – laßt uns bunter Staub sein, wie Blütenstaub und Staub der Schmetterlingsflügel.

Wenn Venedig stirbt

Von Salvatore Settis

Städte sterben auf dreierlei Weise: Wenn ein gnadenloser Feind sie zerstört (wie die Römer einst Karthago); wenn ein fremdes Volk sie gewaltsam besetzt und die Einheimischen zusammen mit ihren Göttern verreibt (wie Tenochtitlan, die Hauptstadt des Aztekenreichs, das die spanischen Eroberer 1521 vernichteten); oder wenn die Bewohner ihr Gedächtnis verlieren und unbemerkt zu Fremden, zu Feinden ihrer selbst werden. So war es in Athen, das am Ausgang seiner klassischen Epoche zuerst die politische Unabhängigkeit, dann seine kulturelle Autonomie einbüßte, um am Ende jede Erinnerung an sich selbst zu verlieren.

Wenn Venedig je sterben sollte, dann wird es nicht an feindlichen Invasionen noch am Einbruch neuer Völker gelegen haben, sondern an seiner Selbstvergessenheit. Damit ist nicht nur das Vergessen der eigenen Geschichte gemeint, sondern auch das mangelnde Bewusstsein für die kostbaren Eigenschaften einer Stadt nach Menschenmaß, die kein zweiter Ort im gleichen Maße wie Venedig besitzt.

Venedig hat mit seiner Lagune und seiner einzigartigen Geschichte im Laufe der Jahrhunderte einen kulturellen und gesellschaftlichen Raum von einer Dichte und Originalität ohnegleichen geschaffen. Dieser Raum war und ist eins nicht nur mit Venedigs Geschichte und Sprache, sondern auch mit der Luft, die man dort atmet, mit dem Leben und dem Gedächtnis von Individuen und von Familien, eins auch mit Venedigs Gewässern, seinem kulturellen, künstlerischen, religiösen, ökonomischen Leben.

Geschützt durch seine Lagune in 1000-jähriger Symbiose scheint diese Stadt allen Angriffen gegenüber immun zu sein, unfähig auch zu altern: eine glückliche Insel inmitten einer Welt, die von unkontrollierten Veränderungen heimgesucht wird. Wir wissen jedoch nur zu gut, dass dem nicht so ist. Das tiefe Glücksgefühl, das jeder Besucher in Venedig empfindet, weil ihn die überwältigende Dimension des Urbanen in einem naturnahen Ambiente sofort gefangen nimmt, weicht alsbald anderen Gedanken. Pausenlos erinnern uns die Schiffshochhäuser in Sichtweite daran, dass



Via Garibaldi, Venedig, 2015

diese Stadt mitnichten unaufföhrlich jung und auf wunderbare Weise in sich geschlossen ist, vielmehr aber alt, moribund, arm und offenbar bedürftig genug, um die Touristen um Almosen zu bitten. Als Tempel der Konsumkultur verkaufen die monströsen Kreuzfahrtschiffe Illusionen, indem sie dem kommerzialisierten Massentourismus einen persönlichen Anstrich geben. Wie ephemere Heiligtümer eines Gesundheitsritus geben sich diese Schiffe alle Mühe, einer Stadt zu ähneln, mehr noch einer zum Wolkenkratzer verdichteten Neu-Stadt mit Einkaufszentren, Diskotheken, Geschäften.

Denn wenn Venedig stirbt, wird nicht nur Venedig sterben. Die Idee der Stadt selber wird sterben, die Form der Stadt als ein offener, vielfältiger und ziviler Raum des gesellschaftlichen Lebens.

Salvatore Settis, Archäologe und Kunsthistoriker, ist Präsident des Wissenschaftlichen Rats im Louvre. Er leitete das Getty Research Institute in Los Angeles und lehrte an der Scuola Normale Superiore in Pisa, deren Direktor er auch von 1999 bis 2010 war. Wir danken dem Autor für die freundliche Abdruckgenehmigung seines Vortrags von 2012 im Sitz des Ateneo Veneto in Venedig, den wir in Auszügen wiedergeben. Ausführlich jetzt zu lesen in:

Wenn Venedig stirbt - Streitschrift gegen den Ausverkauf der Städte, Salvatore Settis, Wagenbach Verlag, 2015, Berlin, 160 Seiten, broschiert. ISBN 978-3803136572, Euro 14,90

DE GUSTIBUS



Wenn man in Rom am 19ten März durch die Straßen schlendert, sieht man allerlei Menschen mit großen Tortenschachteln in den Händen. Die Konditoreien sind brechend voll. Was kaufen die wohl alle? Auf der Via Merulana bin ich gereizt, diesem Geheimnis auf den Grund zu gehen. Dem Kieselregen trotzend, stehen sie bei der Patisserie Panella, unweit von San Giovanni in Laterano, bis nach draußen auf die Straße an. Es sind zum größten Teil Männer im Alter zwischen 15 und 40. Der Geruch von süßem Frittieröl zieht von innen hinaus und berauscht. „Semel in anno licet insanire“, einmal im Jahr ist man befügt, sich gehen zu lassen, sagten die alten Römer. Warum nicht jetzt und heute, aber was für ein Tag ist der 19te eigentlich? Ach ja, heute ist das Fest des Vaters, zu Ehren des Vaters von Jesus Christus. Dazu werden die „Zeppole di San Giuseppe“ gegessen, jeder Sohn schenkt sie dem eigenen Vater. Diese besonderen Zeppole sind mit dem Spritzbeutel geformte, kranzartige Beignets. Sie werden zweimal frittiert, zuerst in Öl, danach in Schmalz (bei der kalorienarmen Version kommen die Beignets aus dem Ofen), mit Puderzucker bestreut, schließlich mit Crème gefüllt und mit einer karierten Amarena-Kirsche getoppt.

Während ich langsam in der Schlange voranrücke, kommen die kleinen Köstlichkeiten immer näher. Doch alarmiert stelle ich fest, dass die Theke schon fast leergefegt ist. Deshalb drängt und drückt der Kunde hinter mir unaufföhrlich. Er muss um die 70 sein. Hat der überhaupt noch einen Vater oder kauft er frech für sich selbst? Gierig hebt und senkt er den Blick, als würde er einen inneren Kampf ausfechten, ob er einfach nach vorne stürmen sollte, um sich noch ein paar Beignets zu sichern. Zum Glück kommt unerwartet dampfender Nachschub aus der Bäckerstube, er beruhigt sich wieder. Was hat eigentlich dieses Dessert mit dem heiligen Joseph zu tun? Gar nichts. Zeppole, das

kommt von Serpula, lateinisch für Schlange, denn so alt wie diese Stadt ist auch das Gebäck. Spätestens seit 500 v. C. wurden mit dem schlangenförmigen Kranz jeden 17ten März die Liberaia gefeiert, Festlichkeiten, die das Ende des Winters besiegelten. Sie waren Bacchus und Silenus gewidmet, den jeweiligen Gottheiten des Weins und des Getreides. Der heidnische Kult ging mit dem Aufstieg des Christentums unter und wurde schließlich synkretistisch in das Fest des Vaters umgewandelt. Und die Kirche vernichtete auch nicht sein süßestes Geheimnis, sondern übertrug es einigen Nonnenklöstern zur Behütung. In den Konventen von San Gregorio Armeno, Santa Patrizia, bei den Nonnen der Croce aus Lucca, oder bei denen des Splendore überlebten die herzhaften Zeppole – des Klosters einzige Sünde – das Ende der Antike. Das ging so lange, bis 1837 der famose neapolitanische Gourmet Ippolito Cavalcanti, Herzog von Buonvicino, davon Wind bekam und das Rezept der Welt in einem Kochbuch präsentierte.

So kann man sie bis heute genießen, die Zeppole von San Giuseppe, im Namen von Bacchus und Silenus, von Joseph und Maria, im Namen des Vaters. Und wer keinen Vater mehr hat oder kein Vater ist, kauft einfach für sich selbst, denn manche Stünden sind einfach zu süß, um nicht begangen zu werden. D.F.



Zeppole di San Giuseppe

Eine nichtgeschriebene Geschichte • Von Ingo Schulze

Im Frühjahr 2010 war ich zu Lesungen in Izmir und Mugla in der Türkei. Auf diese Reise freute ich mich mehr als auf andere. Schon als Schüler hatte mich das antike Ionien fasziniert, der westliche Küstenstreifen Kleasiens, wo die Philosophie entstanden war, wo Ost und West aufeinandertrafen, wo Ost und West miteinander handelten und einander bekämpften und sich mischten. Ich sah nicht Troja und Pergamon, aber ich sah Epheesos und den Tempel des Apollon in Didyma, aber auch antike Theater abseits der Straßen, von denen nur ein paar Steinresten zu Tage lagen, weil der Rest unterm Gras verborgen war, auf dem Kühle weideten. Die Endstation der kleinen Reise war Bodrum, das antike Halikarnassos, das sich selbst heute als das Saint Tropez der Türkei anpreist. Ich war mit C., die für das Goethe-Institut unsere Reise mit organisiert hatte, von Mugla aus vorausgefahren, da sie am nächsten Morgen mit der Fähre nach Kos wollte. Zu sehen war Kos, die Insel des Asklepios, nicht, jedenfalls nicht an jenem Tag. Würde man aber der Landzunge, die sich nördlich von Bodrum ins Meer erstreckt, folgen, sollte Kos zu sehen sein. Am Kartenschalter der Fähre standen vor uns zwei Männer und eine junge attraktive Frau. Die beiden Männer radebrechten mit der Frau auf Englisch. Ich weiß nicht mehr, ob es ihr Akzent war, der mich darauf brachte, dass sie russischsprachig sein müsse oder ob sie tatsächlich ein paar russische Worte wechselten. Die Männer redeten untereinander türkisch. Plötzlich stieß mich C. an und lenkte mit einer Kopfbewegung meinen Blick auf die Fahrkarten, die einer der Männer gerade bezahlte und an sich nahm. Was sollte ich denn sehen? „Drei Mal Hinfahrt, zwei Mal Rückfahrt. Die liefern die Frau nach Kos“, sagte C. „Furchtbar!“ Ich fand C.s Deutung ziemlich gewagt. Sie erklärte mir, dass dies ein beliebter Weg gen Westen sei, denn in die Türkei kämen russische Staatsbürger ohne Visa und von hier in die EU, also auf eine der Inseln, sei nicht schwer. Sie erzählte von einem mit ihr befreundeten Ehepaar, die eine junge Russin aufgenommen hätten. Die sollte von Bodrum über Kos in die EU geschleust werden. Man hatte ihr eine gute Arbeit versprochen, am Ende ging es um Prostitution. Sie war ihren Schleusern entkommen, saß aber jetzt voller Angst auf Kos fest. Nicht mal das Haus traue sie sich zu verlassen. Wenn ich mitkäme, könnte ich vielleicht sogar mit ihr sprechen.

Am nächsten Morgen brachte ich C. zur Fähre. Die beiden Männer und die Russin sah ich nicht. Abends, die anderen waren nachgekommen, gingen wir essen. Wir waren eine kleine Gruppe. Obwohl Restaurant an Restaurant grenzte und Tische und Stühle die Straße bis auf einen Streifen für Fußgänger okkupiert hatten, brauchte es eine Wei-

le, bis sich ein freier Tisch für uns fand. Mitten im Essen fragte mich plötzlich meine Kollegin K., was das denn da oben für Rauch sei und deutete auf ein Fenster im ersten Stock des Hauses, vor dem wir saßen. „Das ist doch noch nicht die Küche!“ Sie hielt einen der vorbeiliegenden Kellner an und machte ihn auf den Rauch aufmerksam. Der nickte, erkundigte sich bei uns, ob alles in Ordnung sei und ob es uns munde und verschwand im Eilschritt mit Stapeln benutzter Teller. Wir aßen weiter und sahen auf den Rauch, der stärker zu werden schien. Wir standen auf und gingen ins Restaurant und konnten uns dank unseres Übersetzers verständlich machen. Als wir wieder herauskamen, glaubten wir Flammen hinter den Scheiben zu sehen. Mittlerweile hatten auch die anderen Tische um uns herum bemerkt, dass es hinter dem Fenster, das gaubenartig aus dem Dach in der ersten Etage vorstund, brannte. An dem Tisch unmittelbar unter dem Fenster hatten sich die Gäste erhoben. Die Männer trugen den schweren Tisch weg und stellten ihn dort, wo bisher für die Fußgänger Platz geblieben war, wieder ab. Zuerst hatte ich die Gesellschaft der Tafelnden für ihre Ruhe bewundert, mit der sie eine Panik vermieden. Doch als die anderen mit ihren Stühlen herankamen, sich an dem neuen Standort niedersetzten und weiteraßen, verließ mich die Bewunderung.

An den anderen Tischen hatte sich nichts verändert. Sie aßen weiter und die Kellner rannten weiter hin und her und ich muss gestehen, ich kaute auch noch. Und über uns drang schwarzer Qualm aus dem Fenster, das keine fünfzehn Meter Luftlinie entfernt war. Ich selbst kaute ja auch noch und blieb untätig, nur dass ich nicht mehr saß, sondern stand. Die Feuerwehr mit ihrem rotblauen Warnlicht kam wie zufällig heran gerollt, ohne Sirenengeheul oder Tatütata. Ihretwegen mussten jetzt doch ein paar Tische weggetragen werden. Und ich war froh, wenigstens dabei mitmachen zu können. Die Kellner eilten weiter mit vollen Tellern heraus und mit leeren Tellern hinein. Die Feuerwehr aber scheint beim Anblick des Brandes im Dach dieselbe Gleichgültigkeit zu überkommen wie die Gäste. Ein Feuerwehrmann klettert auf die Feuerwehr und rüttelt an der Leiter, die obenauf liegt. Endlich bekommt er sie los. Dann aber lässt er sie wieder aus den Händen fallen, so dass sie schräg auf dem Dach des Feuerwehrwagens liegen bleibt. Mehr Aktion gibt es vorerst nicht, bis ein junger Mann mit einer Haushaltleiter aus der Restauranttür herauskommt. Er klettert selbst hinauf, bekommt das Gitter eines Fensters im ersten Stock zu fassen, hält sich daran fest, während seine Füße die Außenwand hinaufklettern. An einem Vorsprung finden seine Füße Halt, so dass er jetzt auf das kleine Vordach springen kann. Er schlägt die Scheibe ein. Die Gäste applaudieren ihm. Ich



Gambe Alate, Bronze von Igor Mitoraj, zur Ausstellung 2011, Valle dei Templi, Agrigento, Sizilien.

frage mich, ob das gut ist. Ob das nicht das Feuer anfacht. Jetzt lässt er sich wieder hinunter, er rutscht übers Dach und lässt sich auffangen. Jetzt erst fährt langsam ein LKW mit einem Wasserkanal im Rückwärtsgang heran. Danach wird der Schlauch ausgerollt, jetzt müssen noch ein paar mehr Tische weggetragen werden, wobei man sie so aufstellt, dass man das Geschehen während des Essens weiter im Blick hat. Wir zählten und gingen. Als ich am nächsten Morgen die Straße mit den Restaurants aufsuchte, die alle noch geschlossen hatten, war an Stelle des Fensters ein großes schwarzes Loch. Aber darunter standen die Tische und Stühle, die, wie ich auf den zweiten Blick sah, alle aneinander gekettet waren. Glauben Sie mir bitte. Wenn ich diese Szene erfinden hätte, hätte ich sie plausibler erfinden. Ich hatte immer die Absicht, diese unterschiedlichen Ergebnisse in einer Erzählung zusammenzubringen. Und dies vor dem Hintergrund dieser uralten und zugleich ganz gegenwärtigen Grenze zwischen dem Osten und dem Westen, an der das alte Ionien buchstäblich aus dem Boden hervorschimmt und die europäische Literatur unter dem Signum Homer mit dem Trojanischen Krieg und der Odyssee begann. Spätestens seit dem Sommer dieses Jahres weiß

ich, dass ich diese Geschichte wohl nicht mehr schreiben werde. Die Flüchtlinge, die in Bodrum oder Kos auf Touristen treffen, offenbaren den Zwiespalt unserer Welt auf eine so dramatische Art und Weise, dass mein damaliges Erlebnis dahinter verblasst. Ich käme mir vor, als würde ich nachträglich ein Menetekel installieren. Aber vielleicht, wer weiß, war das auch nur der Anfang einer ganz anderen Geschichte.

Ein Stück Weltliteratur für die „Gazzetta“ - Andenken an Hans Bender



In einem müden Kinofahrer wie 2015 kann man getrost über TV-Serien schreiben. Nach den Erfolgen von „Romanzo Criminale“ (2008-2010) und der Sitcom „Boris“ (2007-2011) haben Qualitätsproduktionen das Fernsehen für sich entdeckt. „1992“ und „Gomorra“ heißen die zwei neuesten italienischen Serial-Werke.

1992, wie das annus mirabilis (für viele allerdings horribilis) was mit den von der Mailänder Staatsanwaltschaft geführten „Mani pulite“ Prozess die politische Korruption aufdeckte und de facto das Ende der ersten italienischen Republik abzeichnete. Um den Tangentopoli Skandal, der letztlich zum Fall des Politikers Bettino Craxi und der zwei großen Parteien – Partito Socialista Italiano (PSI) und Democrazia Cristiana (DC) – führte, dreht sich auch diese spannende Serie. Doch die geschichtlichen Tatsachen vermischen sich geschickt mit der Fantasie der Autoren. So leiten uns 5 fiktive Figuren zwischen Rom und Mailand durch das ereignisreiche Jahr 1992. Die Serie ist hervorragend erzählt und kostspielig gedreht, doch machen sich Parallelen zu dem amerikanischen „Mad Men“ derart bemerkbar, dass man manchmal zum Plagiat aufschreien möchte. So ist der Protagonist der geniale Werbemann Lorenzo Notte (gespielt von einem undurchschaubaren Stefano Accorsi, eine italienische Version von Don Draper) der die Metamorphose seiner Zeit erkennt und deshalb die „Erfindung“ des Showmans/Politikers Silvio Berlusconi glückt. Die Folgestaffeln 1993 und 1994, jeweils für 2016 und 2017 geplant, werden ihn wie einen Phoenix aus der Asche der alten Politik hervorsteigen sehen.

Gomorra, das ist der weltbekannte Insider-Bericht des Schriftstellers Roberto Saviano über das Untergrundnetzwerk der Camorra. Es folgte ein Film, schließlich die Serie. Auch hier ist die Qualität bemerkenswert hoch, jede Folge trägt den



Szene aus „Gomorra“

Nervenzitadel eines Mafia-Thrillers in sich, doch lässt die realistische Mise-en-Scène keine Paten-Romantik zu. Neapels Verbrechenswelt wird in ihrer nackten Gewalttätigkeit dargestellt. Im Schatten architektonischer Ökonomieorden deuten Kinder Drogen, finden öffentliche Erschießungen statt, entfalten sich bittere Machtspiele zwischen verfeindeten Mafia-Frakturen. Und doch steht am Ende die Familie im Vordergrund, der Clan der Savastanos und vor allem die Frage, wer dem im Hochsicherheitsstrakt dahinsiechenden Boss auf den Thron folgen kann. So bleibt man bis zur letzten Folge am Bildschirm kleben, zugleich abgestoßen und angezogen von der Erbarmungslosigkeit der Figuren. Man fiebert mit, sieht sich sogar selbst in der Mafiarolle und wird doch jedes Mal erneut von dem Verlust der Menschlichkeit der Protagonisten überwältigt, so dass man sich zuletzt mit niemandem zu identifizieren wagt. Die verborgene Geschichte Süditaliens wühlt auf, weil man in ihr das vertrackte Spiegelbild der offiziellen Geschichte erkennt.

Damiano Femfert

Die leise und doch so gewichtige Stimme Hans Benders wird nicht mehr zu hören sein. Am 28. Mai, vor nun einem Jahr, ist er gestorben. Er konnte den 96. Geburtstag in der Kölner Taubengasse, den Blick auf die blühende Catalpa, nicht mehr erleben.

Hans Bender fehlt, im Großen und im Kleinen. Er war ein namhafter Dichter, Schriftsteller, Anthologist („Widerspiel“, „Capri“, um nur zwei seiner Sammlungen zu nennen), Herausgeber der „Konturen“ wie der „Akzente“, Redakteur an der „Deutschen Zeitung“ und an der Zeitschrift „Magnum“, Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz, Dr. h.c., Professor e.h. – Titel, von denen Gebrauch zu machen ihm peinlich gewesen wäre. – Die liebste Auszeichnung mochte ihm vielleicht der Premio Calabria gewesen sein. Für seine in Venedig spielende Prosa „In der Gondel“ erhielt er den begehrten Kurzgeschichtenpreis der „Süddeutschen Zeitung“. Insbesondere aber erfreute ihn und die italienischen Leser die 1962 bei Feltrinelli herausgekommene Anthologie „Il Dissenso. 10 nuovi scrittori tedeschi, presentati da Hans Bender.“

Man soll Bender lesen, Romane, Erzählungen, Aufzeichnungen, die Gedichte, gern solche in vier Zeilen. Mit Gelassenheit nahm er hin, daß beim Einsturz der U-Bahn-Bauten in Köln das Stadt-Archiv, das auch Benders Archiv enthielt, in den Trümmern verlorenging, darunter Post von Elias Canetti, Paul Celan und unzähligen anderen Zeitgenossen.

Ja, man soll Bender lesen. Seine Geschichten stehen denen, und das ist nicht zuviel gesagt, des großen Joseph Roth nicht nach. „Ein schönes Stück der Weltliteratur“, rühmte die profunde Kritik. In der „Frankfurter Allgemeinen“ hat der Freund Michael Krüger einen Nachruf auf Hans Bender geschrieben: die Überschrift allein schon kennzeichnet Benders ganz Wesen: „Er wollte lieber hinten stehen als vorne sitzen.“ Bender berichtete nie anklagend, nie larmoyant über seine Gefangenschaft, bis 1949, im sowjetischen Lager.

Er machte Dichtung, bleibende Literatur darüber. Mit dem Dramatiker Friedrich Hebbel hätte er sagen können: „Wirft man Steine nach dir, mache du Statuen draus.“ Aber „Statuen“ wären ihm zu klassizistisch gewesen. Er liebte den Klassizismus nur in der grazilen Gestalt der Architekturen Palladios. Er pflegte Bekanntschaft, Freundschaft mit Elena Croce, Gilda Musa, Mario Regina, schrieb über Pavese, Pratolini, Svevo, Brancati... Hans Bender war ein Freund seiner Freunde, ein Freund der Kreatur, der Literatur, der Kunst (er hatte Kunst- und Literaturgeschichte studiert), Freund vor allem Italiens, seiner Ideal-Landschaft wie Frankreich die von Walter Heilmann Fritz. Und er war ein besonderer Freund der „Gazzetta di Nittardi“, nicht zuletzt Ilka zuliebe, meiner Frau; da hatte er wertvolle Beiträge geliefert, über Pontormo, über Tintoretto, über della Robbia...

Bender kannte die Brenta, Cefalù, die Isola Bella, und nicht nur Rom. Einer autobiographischen Sammlung gab er den unterbreitenden Titel „Postkarten aus Rom“. Noch im Jahr 2013 hatte er der „Gazzetta“ seine „Neuen Aufzeichnungen“ übergeben, darunter diese: „Unterwegs in Italien scheine ich dem Leben näher zu sein als zuhause: In jedem Dorf, in jeder Stadt, wo ich ankome, sehe ich oft am selben Tag nacheinander Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen, und alle drei Zeremonien mit mehr Pomp als daheim.“

Das schrieb einer, dem jeder Pomp sonst zuwider war und der seine badische Herkunft treu liebte. Wenn er sich in Köln wohlfühlte, dann nicht zuletzt der vielen romanischen Kirchen wegen, die er immer wieder besuchte. Im rheinischen Köln gedachten seiner die Freunde mit einem Gottesdienst in der Kirche Johannes XXIII. Die Beisetzung dann in seiner Heimatgemeinde Mühlhausen im Kraichgau erfolgte in einem Ehrengrab, Freund Arnold Stadler, Dichter und studierter Theologe, sprach, die Trauergeräte beteten den Rosenkranz. Hans Bender hatte aus seiner Religion, seiner Katholizität nie ein Aufsehen gemacht – seine Frömmigkeit lag in seinem Wesen. Er half wo immer er helfen konnte, förderte; ich selber habe ihm viel zu verdanken. D.H.

Sonnige Bacchanten für Nittardi

Ode an das Leben von Alain Clément



Casanuova di Nittardi 2013: „Les Bacchantes toutes en Joie“, das Einschlagpapier von Alain Clément. Originaltechnik: Gouache auf Büttenpapier

Für das Etikett des neuen Jahrgangs Casanuova di Nittardi 2013, das 33. der Nittardi-Sammlung, suchten wir einen Künstler, der diesen sonnigen, explosiven und zugleich sanften Jahrgang interpretieren könnte.

Der 100%ige Sangiovese aus der Einzelle Vigna Doghessa ist ein superer Wein. Träger des glänzenden Preises der 5 Grappoli von Bibenda: keine überflüssigen Noten erschweren die „komplexe Einfachheit“ des Casanuova di Nittardi



Der Künstler Alain Clément, in seinem Atelier.

2013, der Gaumen und Seele erobert. Der Wein aus dem Chianti Classico hat dann seinen Künstler in der Camargue gefunden. Alain Clément, Meister der Farben und des Lichts, hat Nittardi mit zwei fantasievollen Werken geehrt: Ein Fest des Lebens für das Etikett, ein tänzerischer Sonnenaufgang für das Einwickelpapier.

Alain Clément lebt und arbeitet in Nîmes, wo, wie er betont, „der Himmel immer blau, blau, blau ist.“ Er bewegt sich meisterlich in einer Welt der kontrastierenden Farben, die er in harmonische Formen bringt. „Ich liebe die Regel, welche die Emotion korrigiert.“ Dieser Spruch von Georges Braque ist auch seiner. Der Dialog zwischen Farbe und Form ist die Grundmaterie seiner Kunst. Sein Blau scheint den Himmel mit der Erde zu verbinden, sein Grün hat Begehren und Sehnsuchtsstöne, sein Gelb öffnet die Tänze,



Casanuova di Nittardi 2013: „La Joie de Vivre“, das Künstleretikett von Alain Clément. Originaltechnik: Gouache auf Büttenpapier

und sein glühendes Rot singt von der Kraft des Lebens. Das Licht, was Clément komponiert und bündigt, nimmt magisch, wie durch die Hand eines Dirigenten, in konzertierender Harmonie Gestalt an.

„La Joie de Vivre“ ist in limitierter Auflage als Original-Grafik erhältlich, alle Exemplare sind nummeriert und vom Künstler handsigniert.

2010, 2009, 2008, und 2007, 2006, 2005, 2004, 2003.

Gestartet wurde mit Nittardi Riserva Selezonata, von 2012 ging es etappenweise zurück bis zum berühmten Jahrgang 1985, der sonst nur an Weihnachten im Kreis der Familie auf den Tisch kommt und eine der größten Überraschungen des Abends war. Als Highlight auf dem idealen Trinkhöhepunkt stellten sich die Jahrgänge 1997 und 1999 heraus. Als „bunter Zwischengang“ wurde Casanuova di Nittardi serviert – seit Jahrgang 2012 präsentiert sich dieser elegante Wein als reinsortiger Sangiovese und entstammt der Einzelle Vigna Doghessa. Exzellent im Glas zeigte sich Jahrgang 2007 – ein sinnlicher Chianti Classico mit seidiger Textur, ein hedonistischer Genuss, bei dem Verpackung und Inhalt harmonisch zusammenpassten. Dann folgten 10 Jahrgänge des Super-Tuscan Nectar Dei, beginnend mit der Fassung von 2012 bis zurück zum ersten Jahrgang 2003. Hier zeigte sich das unerschöpfliche Potential dieser außergewöhnlichen Cuvée mit würzigem komplexen Bouquet, das Meisterstück unserer Önologen Carlo Ferrini und Antonio Spurio.

Ein großer Dank geht an alle Gäste und an das gesamte Organisations-Team, die den exklusiven Nittardi-Marathon begleitet haben. Jasmin Asis

Frühvollendet im Tiber ertrunken

Der wenig bekannte Romantiker Carl Philipp Fohr

Von Franz Zelger

«Endlich bin ich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! [...] Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig.» Diese berühmten Worte aus Goethes «Italienischer Reise» stehen für alle bildungsbegeisterten Nordländer, die es seit Jahrhunderten in immer grösserer Zahl nach Rom zog, Vertreter hohen und mittleren Standes, Gelehrte, bildende Künstler, Dichter, Kunstsammler. Neben zahlreichen Bildhaunern, Zeichnern und Malern aus Frankreich, England, Skandinavien und andern europäischen Ländern haben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Winckelmann und Goethe folgend – Hunderte von deutschen Künstlern in Rom gelebt. Sie alle träumten vom Süden, von der Antike und von sonnenerfüllten Landschaften, die bis heute eine hypnotische Wirkung auf die «oltramontani» ausüben.

Der ungeheuren Anziehungskraft Roms ist auch der Heidelberger Maler Carl Philipp Fohr (1795-1818) erlegen, der heute zu Unrecht im Abseits steht. Seine Bilder gehören denn auch nicht zu den Besuchermagneten der Museen. Im Widerspruch zu diesem geringen Bekanntheitsgrad hat er in der Fachliteratur zur deutschen Romantik als Inbegriff des frühvollendeten Genies seinen festen Platz. Gehen wir also der Frage nach: Wer war Carl Philipp Fohr? Mag er noch so eigenständig gewesen sein – er war seiner Herkunft verpflichtet. Die Vaterstadt Heidelberg hat ihn nachhaltig geprägt, die geschichtsträchtige Atmosphäre ebenso wie der Zauber der Landschaft. Von 1811 bis 1815 verbrachte er auf Einladung des malenden Hofrates Georg Wilhelm von Isell entscheidende Jahre der Ausbildung in Darmstadt. Dort fand er im Prinzerzieher Philipp Dieffenbach einen väterlichen Freund, der ihm in der Erbprinzessin

den köstlichen Urnenkrügen mit den schönsten Blumen. Die Aussichten nach dem Meerhorizont und den Gebirgen von Tivoli sind bezaubernd.» Fohrs künstlerisches Oeuvre besteht aus insgesamt rund 700 Blättern; darüber hinaus sind sieben Gemälde bekannt, von denen drei in Rom entstanden sind. Von den sechs nachgewiesenen, doch verschollenen Werken sind fünf wohl ebenfalls in der römischen Zeit gemalt. Die 1817 entstandenen «Wasserfälle von Tivoli» zeigen, dass Fohr damals Josef Anton Koch, dessen Einfluss das Gemälde verrät, mindestens ebenbürtig war, wenn er ihn nicht gar übertraf. Fohrs Hauptwerk ist fraglos die «Landschaft bei Rocca Canterano im Sabinergebirge», die, nicht ganz vollendet, vermutlich noch auf der Staffelei stand, als der Dreiuundzwanzigjährige beim Baden in den Fluten des Tibers umkam. Das warme Kolorit, der Bildaufbau, die Intensität des Naturgefühls, die vom Mittelalter inspirierte Figurengruppe verbinden sich zu einem Werk von höchster Qualität, was schon Zeitgenossen wie Peter Cornelius und Josef Anton Koch aufgefallen ist, indem sie übereinstimmend festgestellt haben, «dass in neuerer Zeit wohl nichts besseres in dieser Art erschienen sey.»

Verblüffend ist auch das zeichnerische Schaffen dieses Hochbegabten. Die Vielfalt seiner Formulierungen mit Feder und Bleistift überrascht, bedenkt man die kurze Lebenszeit, die ihm gegeben war. Seine Bildnisse brauchen den Vergleich mit Künstlern wie Ingres nicht zu scheuen. Wie Runge und Friedrich war er kein Porträtist im Sinne eines Auftrags übernehmenden Spezialisten. Freundschaftliche Beziehungen und eine enge gegenseitige Vertrautheit galten für ihn als Voraussetzung für eine Bildniszeichnung.

Fohrs Leben war voller Spannungen und Widersprüche: die bescheidenen Heidelberger Anfänge, das höfische Umgebungs in Darmstadt und die fürstliche Unterstützung, der Bruch mit der Münchener Akademie, die patriotischen Ideale der Burschenschafter und schliesslich der innige, aber ebenso konfliktgeladene Kontakt mit den Künstlerfreunden in Rom, der sich vielschichtig manifestierte: in homoerotischen Beziehungen, im Duell mit seinem engen Freund und Wohnungsgenossen Ludwig Sigmund Ruhl, in Trinkgelagen und antikerkalem Spott.



Carl Philipp Fohr, XXXV. Landschaft bei Rocca Canterano im Sabinergebirge (Kat. Nr. 342), 1818

Wilhelmine von Hessen eine Mäzenin verschaffte. Sie erteilte dem jungen Künstler nicht nur Aufträge, sondern ermöglichte ihm durch ein Stipendium den Besuch der Münchener Akademie und seinen späteren Aufenthalt in Rom.

Am 18. Oktober 1816 bricht Fohr mit seinem Hund zu Fuss in die Ewige Stadt auf, wo er am 21. November eintrifft. Dort schliesst er sich dem Kreis der Deutsch-Römer, im speziellen den Nazarenern an. «Mein erster Gang war auf Kaffee Greco, allwo ich viele Deutsche antraf.» Begeistert äussert er sich in einem Brief an die Erbprinzessin über seine ersten Eindrücke: «Die Gegenden um Rom, die Aussichten vor den Thoren sind himmlisch, auch habe ich die meiste Zeit des Tages dazu bestimmt, Studien nach der Natur zu malen, die schönsten Vilas, die zauberischen Gärten mit den wunderlichsten Springbrunnen,

Man mag darüber spekulieren, wie seine künstlerische Entwicklung weiter verlaufen wäre; jedenfalls hat er nachhaltige Spuren hinterlassen, die bis heute nicht genügend Beachtung gefunden haben. Mögen auch die Worte des zeitgenössischen Malers und Kunsthistorikers Johann David Passavant übertrieben sein, sie sagen doch Wesentliches aus: «Wenige Künstler hat es wohl gegeben, welche mit einer so reichen Phantasie, einem so grossartigen Sinn für Formen und Farbe und einer solchen Leichtigkeit begabt waren, die Natur in ihrem Charakter so lebendig aufzufassen und mit der grössten Meisterschaft darzustellen.» Es bleibt zu hoffen, dass es in näherer Zukunft gelingen wird, Fohrs Schaffen weiteren Kreisen näherzubringen. Ein Platz unter den grossen Romantikern ist ihm sicher.

Historische Nittardi-Vertikale

Anfang Februar war es in den ehrwürdigen Räumen der DIE GALERIE in Frankfurt soweit: Stefania Canali und Peter Femfert hatten zur ersten lang erwarteten Vertikale in der Geschichte Nittardi geladen. Umgeben von zeitgenössischer figurativer Kunst an den Wänden und auf den Etiketten, traf sich an diesem spannenden Nachmittag eine illustre Runde aus internationalen Weinjournalisten, Händlern, Importeuren, Sterne Koch sowie langjährigen Freunden und Kunden Nittardi. Auch Steven Spurrier, der englische Weinkritiker, der mit dem legendären Vergleichstasting „Judgement of Paris“ vor über 40 Jahren die Weingeschichte veränderte, war angereist.

Insgesamt 25 Weine, davon 17 aus der Magnumflasche, wurden an diesem Nachmittag in fünf Verkostungsgruppen geöffnet: „Nittardi“ Riserva Selezonata Chianti Classico 2012, 2011, 2010, 2007, 2004, dann 2001, 1999, 1997, 1995, 1993, sowie als Rarität der 1985er. Anschließend „Casanuova di Nittardi Vigna Doghessa“ Chianti Classico 2013, 2012, 2011 und 2007, sowie „Nectar Dei“ IGT Maremma Toscana 2012, 2011,



Die prominente Gästerunde zur Nittardi-Vertikale am 3. Februar 2016 in DIE GALERIE, Frankfurt V.l.n.r. vorne: Peter Femfert, Dr. Henning Wiegmann, Stephen Brooks, Stefania Vinciguerra, Dr. Heike Feldmann, Marie-Helen Krebs, Dr. Stefania Canali, Jamie Wynne-Griffiths hinten: Marc-Oliver Heilos, Michael Herrmann, Werner Riess, Dr. John Feldmann, Jens Priewe, Giuseppe Lauria, Steven Spurrier, Dr. Rowald Hepp, Frank Buchholz, Bernhard Wolff, Dieter Brautz

Büchertips:

33 Künstler in 3 Akten, Sarah Thornton, S.Fischer-Verlag, 2015, Frankfurt. 448 Seiten, gebunden. ISBN 978-3100022707, Euro 24,99.

Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802, Johann Gottfried Seume, dtv Klassik, 1997, München. 416 Seiten, Taschenbuch. ISBN 978-3423123785, Euro 12,90.

Goethes Venedig, Mathias Mayer, Insel Verlag, 2015, Berlin. 87 Seiten, broschiert. ISBN 978-3458194040, Euro 13,95.

Italo Svevo (Leben in Bildern), Maïke Althath, Deutscher Kunstverlag, 2015, Berlin. 88 Seiten, gebunden. ISBN 978-3422073197, Euro 22,-.

Bilder der Achse: Hitlers Empfang in Italien 1938 und die mediale Inszenierung des Staatsbesuches in Fotobüchern, Ralph-Milka Dobler, Deutscher Kunstverlag, 2015, Berlin. 408 Seiten, gebunden. ISBN 978-3422072985, Euro 69,90.

Michael Pacher. Zwischen Zeiten und Räumen, Lukas Madersbacher, Deutscher Kunstverlag, 2015, Berlin. 348 Seiten mit 280 farb. und 25 s/w-Abbildungen. ISBN 978-3422073074, Euro 69,00.

Der dicke Rainer – So isst der Norden, Rainer Sass, ZS Verlag GmbH, 2015, München. 320 Seiten, gebunden. ISBN 978-3898834797, Euro 19,99.

Die Liebesgeschichtenerzählerin, Friedrich C. Delius, Rowohlt Verlag, 2016, Berlin. 208 Seiten, gebunden. ISBN 978-3871348235, Euro 18,95.

Impressum Gazzetta di Nittardi Herausgegeben von Dott. Stefania Canali Grüneburgweg 123 – 60323 Frankfurt Tel. 069 / 72 09 99, Fax 069 / 72 81 01 E-Mail: info@stefania-canali.de www.stefania-canali.de

Redaktion und Gestaltung: Jasmin Asis, Damiano Femfert, Leda Li Pira Druck: www.werbedruck-petzold.de